

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Bremer Literaturpreis 2007 – Förderpreis

Preisverleihung am 26. Januar 2007, im Bremer Rathaus

Saša Stanišić: „Wie der Soldat das Grammophon repariert“

Laudatio auf **Saša Stanišić**, gehalten von **Andreas Nentwich**

Was für Prachtsfiguren in diesem Dickicht von einem Roman, angefangen mit Opa Slavko, omnipräsent trotz seines plötzlichen Todes in 9,86 Sekunden auf der dritten Seite. Ein unorthodoxer Kommunist und Anhänger des Marschalls Tito, auf den nichts so schlecht passt wie die Bezeichnung Funktionär, obwohl er offensichtlich sein Leben lang einer war. Ein Gerechter unter den Apparatschiks, ein Baum von einem Vorbild, der seinen Enkel Aleksandar, den Erzähler, auf dessen Fabulierfreude förmlich verpflichtet, statt ihm vernünftig abzuraten, und das ausgerechnet an jenem Tag, der in seinem Leben der letzte sein soll. Der Zufall will es vermächtnishaft: „Die wertvollste Gabe ist die Erfindung, der grösste Reichtum die Fantasie. Merk dir das, Aleksandar“, sagt Opa Slavko, „merk dir das und denk dir die Welt schöner aus“.

Opa Slavkos „grosses Herz“, wie es heisst, hört just in dem Moment auf zu schlagen, als im Fernsehen Carl Lewis den neuen Weltrekord im 100-Meterlauf aufstellt, bei der Leichtathletik-Weltmeisterschaft in Tokyo. Sein Tod erfolgt also exakt am 25. August 1991, eben noch rechtzeitig, bevor sich die Bruchstellen des Vielvölkerstaates Jugoslawien mit Blut füllen. Und er schafft das Tableau für eine wunderbare Exposition: die grosse Leiche, um die eine ganze bunte Familie von Eltern, Onkels und Onkels, Tanten und Tanten versammelt werden muss, ein Gewoge aus Temperamenten und Eldorado für den Erzähler. Mitten drin die Witwe, Aleksandars Oma Katharina mit ihrer furchterregenden „großen, auf Knien rutschenden Trauer“,

die sich nur am Kaffeetisch mit Hilfe von Kuchen ein wenig dämpfen wird. Im normalen Leben ist diese Oma alles andere als beängstigend, allenfalls etwas unvorhersehbar im Slalom ihres Diabetes mellitus. Vielmehr bildet sie einen Wärmepol aus Kaffeeklatsch und Küchenluft, süßen Sünden und sinnlicher Fülle. Sie und der Enkel werden später, über Ländergrenzen hinweg, ein Erzählkartell bilden, entschlossen, die Welt im Geiste Opa Slavkos zu schildern: „Merk dir das und denk dir die Welt schöner aus“.

Selbst, wenn man Aleksandar mit dem Autor nicht gleichsetzen sollte, so wird doch spürbar, dass mit den komischen und rührenden Geschichten und Menschenporträts dieses Buchs ein Vielgeliebter, mit Erzählstoff Genährter freudig Dank abstattet. Saša Stanišić ist ein warmherziger Humorist und, wie ich glaube, ein heimlicher Pathetiker, der mit Witz und Flunkerei vergessen macht, dass er am liebsten jede kleine Schwäche und alles Unvollkommene schönlieben würde. Das macht viel vom Zauber seines Erstlings aus, und es kostet mich einige Mühe, diesen Zauber Zauber sein zu lassen, mich nicht einzufädeln ins Abschildern des Personals, ins Zitieren und Paraphrasieren seiner Geschichten aus Višegrad, das das Zeug hätte zu einem bosnischen Seldwyla oder für einen schräg kakophonischen Heimatfilm, wenn Bosnien so etwas wäre wie die Schweiz oder ein anarchisches Niederbayern. Ich gehe hinweg über die gargantueske Gestalt Milenko Pavlovićs, genannt Walross, der seine Frau in flagranti ertappt, die Vergeltung zum Fest macht und die neue Brautschau ebenso. Ich gehe hinweg über das munter zwischen Pflaumenernte, Birnenschnaps, sich biegender Tischen und pergamentener Geisterhaftigkeit aufgespannte Philemon- und Baucispaar der Urgrosseltern. Ich streife nur die sensiblen Wege der Geschichte vom kleinen Aleksandar und dem fröhlichen Staudammingenieur Francesco aus Italien, den eine Intrige zum Schwulen stempelt und in der Kleinstadt zur Unperson macht. Aleksandar entzieht sich ungeprüft dem arglosen großen Freund: Eine Miniatur um Feigheit, Verrat und Scham, die sich als heißes Nadeln unter die Haut des Lesers schlägt.

Nein und nochmals nein! Ich möchte definitiv nicht von der großen Erzählbegabung Saša Stanišićs reden, sondern – von ihrer Überwindung. Von einem Schreiben, das buchstäblich mitten im Roman mit dem Fabulieren in Konflikt gerät und der schönen Folgerichtigkeit die Gefolgschaft aufkündigt. Einem Schreiben, das auf der höchsten

Woge seiner fröhlichen Kraftentfaltung nach Formen suchen muss, in denen eine zerspringende Welt angemessen zur Abbildung kommt, nämlich ohne Sinnstiftung und übergestülptes Verstehen.

Saša Stanišić war vierzehn Jahre alt wie sein Held, als seine Eltern mit ihm aus Višegrad in Bosnien-Herzegowina nach Deutschland flohen. Wie Aleksandar hat er erst hier die Sprache erlernt, die er unersättlich klang- und bildversessen gebraucht. Wie Aleksandar hat er zuvor erfahren, im Keller, während Bomben und Granaten einschlugen und die Soldateska umherzog, was Todesangst ist. Leicht hätte der Sohn eines Serben und einer Bosniakin einen Teil seiner Familie in ethnischen Säuberungen an den gross-serbischen Wahn verlieren können, mit grösserer Wahrscheinlichkeit den bosniakischen, muslimisch geprägten. Verloren hat er die Heimat, hat er vermutlich, wie im Roman geschildert, Schulfreunde, Nachbarn, Bekannte. Erfahren hat er das Emigrantenschicksal, dessen schmerzvollstes Teil vielleicht ist, für die Zurückgebliebenen, ganz gleich, ob sie zu Opfern, Helden, Krüppeln, Mitläufern, selbst Verbrechern geworden sind, nicht wirklich satisfaktionsfähig zu sein.

„Merk dir das und denk dir die Welt schöner aus“. Das war, als es noch die eine, durch grossväterliche Integrität geschützte Wahrheit gab, den schönen Kinderglauben an den Kommunismus und den Internationalismus oder an einen Kommunismus mit menschlichem Antlitz, Schülerstreichen, Frohsinn und balkanischer Festesfreude. Es scheint, als könne der Autor diesen Kinderglauben im Neuland der fremden Sprache, die er sich erobert hat, noch einmal ungebrochen durchleben. Der Krieg bricht ins Buch so hinterrücks ein wie es wohl wirklich war, und die Auflösung aller Gewissheiten schiebt sich vom Ende her gegen den Erzählstrom, von einem Zeitpunkt lang nach den Ereignissen. Keilt und splittert sich als Auflistung, Erzählprotokoll, Reportage, Radebrechen und Totschießen so ins Fabulieren hinein, dass man den Eindruck hat, dieser Erstling werde mitten im fröhlichen Geschichtenerzählen von der Moderne am faltigen Welpennacken geschnappt und über dem Nichts geschaukelt. Werde hinterrücks überrascht vom Zerfall der Wörter im Munde oder jedenfalls vom Ende her mit sich entzweit. „Mir fehlt alles“, heisst es zwei Seiten vor Schluss, „um meine Geschichte als einer von uns zu erzählen (...). Und die Wahrheiten, sie fehlen

mir am meisten, solche Wahrheiten, in denen wir nicht mehr Zuhörer oder Erzähler sind, sondern Zugeber und Vergeber“.

Zugeber heisst Handelnder, im Zweifelsfalle Soldat, Schlächter, Kollaborateur, Vergeber heisst Opfer. Nichts davon ist der Schriftsteller: „Ich müsste Pokor ins Gesicht sagen, es sei eine Ungeheuerlichkeit, dass Mörder in diesem Land nicht nur frei herumlaufen dürfen, sondern auch noch eine Polizeiuniform tragen. Aber ich zögere...“ Saša-Aleksandar, zum ersten Mal nach dem Ende des jugoslawischen Bürgerkriegs wieder in seiner Heimatstadt, drückt sich an dem Provinz-Mladić mit dem Spitznamen „Herr Gemetzel“ vorbei, der scheinheilig nach seiner bosniakischen Mutter fragt, die ihm zehn oder sieben Jahre zuvor zum Opfer gefallen wäre. Der Schriftsteller ist ein Feigling mit ständig überlaufendem Gewissen, der die Furcht um sein Nasenbein oder sein Kuschen vor der Jovialität derer, die er hasst, ein wenig ausgleicht, indem er den Opfern und den Helden seine Stimme zur Verfügung stellt. Saša Stanišić unterwirft sein Erzählen dem Irrsinn, dem er selbst entgangen ist. Er lässt seine Geschichten vom kollektiven Nichtvergessen seiner Heimatstadt Višegrad zu Ende bringen. Was begonnen hat wie in Seldwyla, läuft ins Pointenlose, in den Hohlklang von Vermisstenlisten, Totenregistern, Zerstörungen an Leib und Seele. Fast kann man sie überlesen, die leisen Bekenntnisse am Ende des Buchs, die dem Idyll und der Überhöhung ebenso absagen wie dem blinden Weitererzählen im Geiste Opa Slavkos: das Bekenntnis zur Schwermut der Mutter und zur Wahrnehmungskraft und Ausdrucksstärke Nena Fatimas, der Großmutter mütterlicherseits, die nach der Totenklage um ihren Mann, den Eisenbahner Rafik, kein einziges Wort mehr gesprochen hat. Und schliesslich das Bekenntnis zu diesem Mann selbst, der sich ohne Haut unter den Menschen bewegte. „An Opa Rafik mangelt es bei uns“, heisst es gleich auf den ersten Seiten. Keiner der Verwandten redet von ihm, nur die Mutter zeichnet auf Nachfrage das ergreifende Porträt eines Säufers, der liebte, was er gedemütigt, unbeachtet, vergessen fand, das Gras streichelte und in die Erde weinte, bis ihn die „Liebe zum Wasser und seinen Ufern“ übermannte: „Drina, welch vernachlässigter Fluss, welch vergessenes Schön!, heulte er, wenn er aus einer der Kneipen getorkelt kam“, hielt Blumen hinein, manchmal eine Cognacflasche, wühlte ihr einen Brief in den Schlamm, ein abgeschlagener Flaschenhals war sein Stift, bis er sich eines Tages feierlich mit ihr vermählte: „Das Gesicht unter Wasser, die Füße am Ufer, seine geliebte Drina küsste ihn in den Tod“.

Rafik, ein Schweiger, der mit dem Fluss spricht und mit jedem niederen Lebewesen stirbt. Der die Welt nicht erklärt, wahrscheinlich nicht einmal versteht und sich einem Psychogramm weitgehend entzieht. Er ist es, von dem am Ende der Erzähler sagt, dass er ihm seine Stimme verdankt.

Unheilbare Empfindlichkeit, Leidenschaft, Schwermut, Liebe zum Kleinsten, Liebe zum Schweigen: Wenn, lieber Saša Stanišić, ein vielgeliebter, mit Erzählstoff genährter *und* dazu noch *geborener* Fabulierer durch solche Erbschaften geerdet ist – dann lassen wir uns auch von seiner Sprachverzücktheit und Geschichtenlust, von seinen Kapiolen und Kunstflügen gerne verzaubern.

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361 4046 · Fax (0421) 361 6903 · E-mail: sekretariat@stadtbibliothek.bremen.de